Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 11. 10. 1936 | Nr. 40

Fridtjof Nansen grüßt die Jugend.

Am 10. Oktober d. J. feiert die Kulturwelt den 75. Geburtstag des berühmten Polarforschers Fridtjof Nansen, der auch als Staatsmann eine segensreiche Tätigkeit zum Wohle der leidenden Menschheit entfaltete.

Nansens Werke haben seinen Namen weltberühmt gemacht. Ich erinnere an die großartige Schilderung seiner Polarexpedition 1893/96 „In Nacht und Eis", die wie eine Sage germanischer Helden anmutet, an seine Fahrten nach „Sibirien, dem Zukunftslande" und „Spitzbergen" sowie an seine Studienreise durch Georgien und Armenien, und an seine letzte Reise, die er als Sechsundsechzigjähriger „Durch den Kaukasus zur Wolga" ausführte.

Aber Nansen war nicht nur ein bedeutender Forscher, sondern auch ein großer Mensch. Als solcher hat er sich auf seinen wagemutigen Forschungsfahrten im Verkehr mit seinen Mitarbeitern und sonderlich als Staatsmann in der Behandlung der unterdrückten Völker der Erde gezeigt.

Innerlich jung noch im Alter, hatte er ein warmes Herz für die Jugend. Er rief sie auf zu dem Ideal, das seinem ganzen Leben Schwung und Größe gegeben, zur Abenteuerlust. Dieser Aufruf ist in der Rede niedergelegt, die er bei Antritt des Rektorats der St. Andrews-Universität Schottlands hielt. Die Worte, die er damals an die schottische Jugend richtete, verdienen es, von der Jugend aller Völker beherzigt zu werden. Mit der überlegenen Reife des Weisen und doch in feinstem Einfühlen in die Seele der Jugend mahnte er sie zur Ehrfurcht vor Alter und Würde, empfahl ihr aber, sich noch mehr auf die eigenen Augen zu verlassen und sie stets offen zu halten. Nansen fand den Zweck des Lebens nicht darin, berühmt und wohlhabend zu werden, sondern darin, seine Pflicht zu tun, wohin das Leben den Menschen auch stellen mag. Bescheiden dachte er von dem Fortschritt der Menschheit und meinte, die großen Geistesführer des Altertums würden zu unseren Erfindungen und Entdeckungen nachsichtig lächeln, wie wir lächeln, wenn Kinder uns ihre liebsten Spielsachen zeigen. Aber unsere Ethik und Moral ist doch weit über den Urzustand hinausgewachsen? Gewiß, soweit Einzelmenschen in Betracht kommen, nicht aber, wenn die Einzelmenschen sich zu Gruppen vereinigen. Manche Nationen haben — nach Nansens Ansicht — kaum begonnen, eine richtige Moral auszubilden. Die Tugenden des einzelnen, wie Bescheidenheit, Selbstlosigkeit, Wohltun, Nächstenliebe, Gemeinsinn erscheinen manchen Staatsmännern nur allzu oft als lächerliche Narrheiten, wenn man sie in der Politik angewendet sehen möchte. Die Wahrheit dieses harten Urteils bewies seinerzeit Nansen durch Tatsachen, die er als Staatsmann selbst mit erlebte, als Abgeordneter Norwegens in den Verhandlungen des Völkerbundes. Aus diesen Erfahrungen heraus sagte er: „Der Prüfstein wahrer Kultur ist das Gefühl für Gemeinsinn und Zusammenhang, aber von dieser Erkenntnis spüren wir noch nichts zwischen den Völkern und äußerst wenig zwischen den Gesellschaftsklassen; ihre Beziehungen regeln sich immer noch nach dem Sittengesetz des Wilden, der nur sein eigenes Wohl im Sinne hat." Wie würde sich der Forscher gefreut haben, wenn er das Deutschland des Dritten Reichs erlebt hätte!

Nansen wollte nichts wissen von dem pessimistischen Gerede über den Niedergang der abendländischen Kultur und rief der Jugend zu: „Trotz ihres Alters blieb die Welt jung. Laßt uns daran glauben, daß wir im Frühling leben, aus dem ein neuer Sommer geboren wird! Wenn die Welt aus den Fugen geht, ist es an euch, sie wieder einzurenken. Nach bestem Können trachte jeder, sie zu einem Ort zu machen, wo das Leben schöner wird!"

Mehr denn je brauchen wir heute Abenteuerlust zur Reise durchs Leben. Diese Lust ist nichts anderes als der Geist, der die Menschheit vorwärts treibt, der Erkenntnis entgegen. Für die meisten von uns ist das Leben eine Reise von Hafen zu Hafen längs einer recht sicheren Küste. Diese Küstenfahrt ist nicht nach dem Sinn der nordischen Rasse. Die Wikinger schlichen sich nicht an der Küste entlang; furchtlos hißten sie die Segel, um fernen Ländern zuzusteuern. Nansen sagte: „Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so finde ich, daß ich es nur der Abenteuerlust zu verdanken habe, wenn auf dieser Zickzackbahn bedauerlicher Unregelmäßigkeiten (er meint damit, daß er nicht den regelmäßigen Weg des Gelehrten, des Universitätsprofessors gegangen ist, zu dem es ihn wohl auch zu Zeiten hinzog), je etwas Erstrebenswertes geleistet wurde."

Der kühne Forscher unterschied in seinem Innenleben den Irrwisch „Unberechenbar", der unbeständig und leicht erregbar, sich schnell langweilt und der Sache müde wird, und die wahre Abenteuerlust, die nach der Durchführung des Begonnenen strebt, und mahnte die Jugend, den Irrwisch „Unberechenbar" gut im Zaume zu halten, sich aber mit ganzer Kraft auf eine Sache zu werfen und nicht zu wanken, denn Selbstvertrauen ist das erste Geheimnis des Erfolges.

Knud Rasmussen schrieb in seinem „Heldenbuch der Arktis über Nansen: „In ihm ergänzten sich die beiden großen Kräfte des Lebens: Wille und Gefühl, Verstand und Instinkt in wunderbarem Gleichgewicht. Er war von Aussehen und in seinen kühnen Plänen ein Wiking; hätte man uns erzählt, er sei irgend ein der nordischen Saga entstiegener König, wir hätten es geglaubt." Kann man Fridtjof Nansen höher ehren, als durch dieses schöne Wort eines ihm wesensverwandten nordischen Forschers?

Morgens und abends
Chlorodont
für Mund und Zähne
Echt mit dem roten Löwenkopf.

Edda im Kurs.

Von Max Jungnickel.

Man trifft in diesen Tagen viele Leute, die sozusagen mit feuerflüssiger Seele für die Edda sind. Sie waren bis jetzt durchaus stille Naturen, die brav und wenig mutig ihre Tage lebten. Immer unter dem Leitspruch stehend: „nur ja nicht anecken! Die Mittellinie ist immer golden!"

Und nun auf einmal das überlebensgroße der Edda. Eine Burg hart und kantig von Riesen getürmt bis in den Nebelhimmel. Wenn jene harmlosen Leute an den fackelberußten Mauern dieser Burg herumtasten, so ist das eben wie: Spatzen drangen in das Reich des Adlers. — Nichts weiter. Aber komisch wirkt das Bild bestimmt. Jedenfalls: sich von der Glorie der Edda erfassen und hinreißen lassen, das ist wahrhaftig keine Angelegenheit von heute auf morgen, und vor allem keine Sache der goldenen Mittellinie.

Diejenigen, die die Edda richtig lesen und vor allem gründlich hingegeben lesen, sind bestimmt stark in der Minderheit. Dazu ist das Buch in seiner grandiosen Einfachheit zu schwer, zu tief und zu wild. Zeige mir deine Taten, und ich will dir sagen: ob du zur Edda gehörst. Aber der Grund, daß heute Unzählige die Edda entdeckt haben wollen und sehnsüchtig nach ihrer Tatze greifen, liegt wohl auf einer ganz anderen Ebene. Sie wollen und brauchen ein Schild, um sich gegen alles andere, was ihnen fremd und unerklärlich erscheint, dahinter zu verbergen. Sie lehnen das andere ab, böse, hochmütig und widerwillig ab. Alles im Namen der Edda.

Nun liegt doch aber gerade im Germanentum das Sucherische, das Wandernde, das Zugvogelhafte, das Vorstoßende, der Biß in die Kette, wenn sie zieht, und vor allem Thule. — Gerade daraus ergibt sich das Schöpferische, die ganze Weltmission des Germanentums. Gerade darin wurde die Schärfe, die das Habichtsauge des deutschen Geistes besitzt.

Edda-Schwärmerei, nur allein Edda-Schwärmerei halte ich, trotzdem die Edda riesenhaft ist, als ein Sitzen im Schneckenhaus. Tausende im Weltkrieg haben die Edda mit ihren Taten gelebt, obwohl sie keinen blassen Schimmer von ihrem Dasein hatten. Es ist ein komisches Bild, wenn einer plötzlich mit den Lanzen der Edda gegen Homer anreitet.

Wir wollen uns nicht einmauern, wollen uns kein überlebensgroßes Bild in den Wohnstubenhorizont hängen. In der Säure der Wirklichkeit verändert sich nämlich vieles.

Gewiß, all das, was für das heutige Seelenbild aus der Edda zu uns spricht: das wollen wir als Quelle nehmen. Aber wir wollen nicht an der Quelle beschaulich und vor allem nicht unzufrieden sitzen bleiben, denn es war schon zu Zeiten der Edda so: daß die Quelle ein Strom werden wollte.

Friedrich Just: / Der Wandale.

III. Der Pflug.

An den Tagen nach dem Thing durchstreifen die Sippenhäupter mit ihren Gesippten die Umgegend. Sie besehen das Land und suchen sich die Stelle für ihre Siedlung aus. Der Führer hat gesagt, ihm wäre es am liebsten, wenn eine Einigung untereinander zustande käme, dann brauchte nicht das Los zu entscheiden. Der Raum ist fürs erste groß genug. Jeder Sippensitz soll auf einer Anhöhe liegen, die durch Wasser oder Sumpf gesichert ist. Um das ganze Siedlungsgebiet soll der Waldgürtel als Schutz sein. Die einzelnen Sippen kommen auch miteinander über ihre Sitze überein. Thrasager will über der Weichsel horsten, und niemand macht ihm das Land streitig.

Am Thorstage soll die feierliche Besitzergreifung erfolgen.

Da geht plötzlich die Kunde durch das Lager: die Seherin ist gestorben. Sie ist nicht krank gewesen. Am Abend vorher aber hat sie zu ihren Gefährtinnen des Heiligen Ringes gesagt: „Mit mir geht die alte Zeit zu Grabe. Ein neues Heiltum braucht junge Hände."

Am Morgen sitzt sie tot an der Deichsel des heiligen Wagens, das Gesicht nach rückwärts gewandt.

Größer aber noch als die Aufregung über den Tod der Seherin ist die Bestürzung über das Verschwinden des Heiltums. Das altersgraue Holzbild der Alkis, der göttlichen Zwillinge, das auf dem heiligen Wagen mitgeführt wurde, ist spurlos verschwunden. Die Hüterinnen des Heiligen Ringes wissen nichts über den Verbleib, es ist nicht verbrannt, es ist nicht vergraben, es ist nicht gestohlen.

Nun kommt vor dem Pflügen das Begraben. Der Töpfer muß die Urne verfertigen und der Steinhauer die Grabplatten aus den großen Findlingen schlagen.

Im Lager geht das ratlose Fragen und das schadenfrohe Antworten um. „Was bedeutet der Tod der Seherin und das Verschwinden des Heiltums?" „Daß wir hier siedeln, ist das Unglück. Dem geht die Seherin aus dem Wege. Die Zwillingsgötter ziehen über die Weichsel gen Morgen."

Aber die Landfrage ist stärker. Das Bauernblut regt sich. Die Gegend ist fruchtbar, da wird ein gutes Korn wachsen. Und die Weide ist gut, die Kühe geben gleich mehr Milch. Die Gedanken sind mit dem Boden beschäftigt.

Auch der Töpfer ist von diesem Gedanken umringt. Die Urne, die er für die Asche der Seherin geformt hat, zeigt die Gestalt eines Hauses.

So wird der Leichenbrand gehalten und die Urne im Buchenhain in das Steinkistengrab gesetzt. Und Fridubalth, der Hasding, sagt: „Nun wir die erste Tote in die Erde gesenkt, werden wir um so fester mit dem Boden verbunden. Ist doch die erste Seele eingegangen in das Geheimnis unserer neuen Heimstatt, und es ist die Seele der Seherin. Die streicht hinfort um die Stätte ihrer Asche."

*

Als die Leute von der Leichenfeier auseinandergehen, bewegt sie die Gestaltung der Siedlung mehr als der Gedanke an die Seherin. Höchstens daß die Frage nach der Nachfolgerin dazwischen geworfen wird. Gegen Abend geht ein Raunen durch die Sippen, daß die schöne Theudelindis zur neuen Seherin ersehen sei. Die Kunde wird schier in ehrfürchtigem Schweigen hingenommen. Ewiger Jungfräulichkeit opfert die Hüterin des Heiltums ihre Jugend. Das macht sie dem ganzen Stamme heilig. Und keine bessere kann erwählt sein als Theudelindis.

*

Als die Nacht angebrochen, taucht Thrasamund an dem Wagenplatz der Hasdinge auf. Theudelindis steht draußen, es scheint, als ob sie gewartet hat. Groß und schlank steht sie da, bleich und durchgeistigt, wie nach schwerem inneren Kampfe. Thrasamund springt erregt auf sie zu und greift mit beiden Armen nach ihr. Sie wehrt ihn sanft mit entsagender Liebe ab. „Ist es wahr, daß du dem Heiligen Ring geopfert werden sollst?" Ein stummes Nicken. „Liebst du mich nicht mehr?" Ein warmer Glanz in Theudelindis Augen ist die Antwort. Thrasamund faßt wieder nach ihren Armen. „Ich lasse es nicht zu, daß man dich lebendig begräbt. Wir reiten fort. Heute. Jetzt. Wir gehen über die Weichsel. Der Sonne zu. Mit dem Schwerte verteidige ich dich. Bis zum letzten Hauch und Hieb. Komm!"

Theudelindis schüttelt leise mit dem Kopf.

„Du mußt. Ich raube dich. Die Liebe zwingt!"

Leise spricht Theudelindis mit bebendem Mund: „Liebe ist Opfer. Freiwillig weihe ich mich ewiger Jungfräulichkeit. Um des Volkes willen. Die Heimstatt fordert ein Opfer. Ich bin dazu ersehen. Ich nehme es auf mich, mit freiem Entschluß."

„Ich lasse es nicht zu. Ich brauche Gewalt!"

„Daß ich dich liebe, weißt du. Diese Liebe wird bleiben. Reiner, selbstlos entsagend, als ausgegossenes Opfer, als geweihtes Herzblut. Zwingst du mich, so wirst du nur eine tote Braut davon tragen. In dem Augenblick, da du deine Hände an mich legst, stoße ich mir das Messer in die Brust."

In wildem Schmerze stößt Thrasamund hervor: „Theudelindis!" und läßt die Arme sinken.

Da umfaßt die Hasdingtochter den Burschen und küßt ihn. „Das ist der Abschied. Die Götter wollen es. Meine Liebe wird dich geleiten; wohin das Geschick auch deine Füße lenkt. Lebe wohl!"

Wie Unnahbarkeit gleitet es um sie. Thrasamund taumelt in das Dunkel. Theudelindes steht lange unbeweglich. Als die Scheibe des abnehmendes Mondes erscheint, beleuchtet sie ein tränengenetztes Gesicht, aus dem aber die Augen von entschlossenem Opfer reden.

*

Am nächsten Morgen, am Thorstage, rufen die Luren schon bei Sonnenaufgang durch das Lager. Alles Volk sammelt sich vor dem Heiligen Ring. Die Lurenbläser stellen sich links und rechts des Einganges auf. Als Fridubalth erscheint, beginnen sie feierlich zu blasen. Der Priester führt seine Tochter an der Hand. Theudelindis schreitet blaß aber mit überirdischem Glanze in den Augen, einher. Ihr blondes Haar ist aufgelöst und rieselt wie fließendes Gold über die Schultern herab. Als sie am Eingang des Heiligen Kreises angelangt sind, ziehen ihr zwei greise Hüterinnen die Schuhe von den Füßen, fassen sie bei den Händen und führen sie hinein. Nur sieben Schritte. Dort stehen zwei weitere Hüterinnen. Die eine hat ein Messer mit eingeritzten Runen in der Hand, die andere hält ein weißes Gewand. Die erste erfaßt das Haar der Ankommenden, hebt das Messer und schneidet zu. Aus der Menge schreit eine Stimme auf. Alle sehen sich um. Es ist Thrasamund. Auch Theudelindis schaut auf. Unter ihrem Blick wird er stille. Das Werk ist vollendet, das Haar abgeschnitten. Nun zieht die andere Hüterin der Geweihten das weiße Gewand über. Theudelindis nimmt ihr Haar in die Hände und trägt es als Opfer zu der alten Eiche im Buchenhain. Dort hängt sie es dem Gotte Thor auf. Nicht lange währt es, da kommt sie wieder, einen Schleier über dem Haupte. Nun als Seherin.

Die Hüterinnen des Heiligen Ringes schreiten hinter ihr her. Zwei sind vermummt und tragen an Schäften geschnitzte Tierköpfe. Der eine ist hundeartig, der zweite löwenförmig. Die Köpfe sind durch eine Schnur mit einer Rassel verbunden. Dahinter führen die beiden anderen Hüterinnen die heiligen Schimmel, die den Heiltumswagen ziehen.

Der Wagen ist verhangen. Man sieht nur wuchtige Holzscheiben als Räder.

Als die Seherin an den Rand des Heiligen Kreises gekommen ist, bleibt sie stehen und läßt den Zug an sich vorbei, um sich ihm anzuschließen. Draußen beginnen sofort die Rasseln. Dadurch sollen die bösen Geister verscheucht werden. Der Zug geht zur Schmiede. Dort wird unter Gerassel der neue Pflug aufgeladen, und der verhangene Wagen wird in den Buchenhain gefahren.

Dann kommt die neue Seherin wieder mit ihren Dienerinnen aus dem Heiligen Kreise und schreitet durch das Lager. Hier ist bei jedem Sippenplatz das Sippenvieh zusammengetrieben. Die Seherin soll zwei weiße Zwillingskühe erwählen, die den heiligen Pflug ziehen sollen. Theudelindis schreitet suchend an den ersten Sippenplätzen vorbei. Bei den Thrasingen bleibt sie stehen. Auf zwei weiße Kühe legt sie die Hand. Das ist das Zeichen, daß die Kühe hiermit für den Gott in Besitz genommen sind. Sie winkt Thrasamund und beauftragt ihn, die erwählten Kühe dem Gotte Thor zuzuführen. Dann schreitet sie zum Heiligen Bezirk zurück.

Nach kurzer Weile ertönen die Luren wieder. Aus dem Haine kommt der heilige Wagen gefahren. Nun aber ist er enthüllt. Der Wagenkasten sieht wie ein Boot aus und ist über und über mit geheimnisvollem Schnitzwerk bedeckt. Er ruht auf Böcken, die in Menschenköpfen enden. In dem Wagenkasten steht blinkend der eiserne Räderpflug, das neue Heiltum. Dahinter sitzt Theudelindis, die neue Seherin. Die beiden Schimmel werden von zwei Hüterinnen geführt. Die beiden anderen folgen dem Wagen. Unter Singen von feierlichen Gesängen zu Ehren Thors fährt der Heiltumswagen aus dem Lager. Hinterher führt Thrasamund die Zwillingskühe. Dann folgt Fridubalth mit dem gesamten Stamme der Hasdinge. Als sie an den Acker gekommen sind, hält der Wagen. Fridubalth tritt vor, stößt den Speer tief in den Boden, zieht das Schwert aus der Scheide und steckt es ebenfalls in die Erde. Dann hebt er die Hände gen Himmel:

Walter des Eides, Hüter der Treue,
Thor, unser Gott, hör den Verspruch!
Was wir geraten auf dem Thing,
sind wir zu taten all hier bereit.
Erde und Acker nehm ich zu eigen
als der Hasdinge Priester und Führer:
Sitz unserer Sippe, Scholle und Heimat,
ewiges Erbe, heiliges Eigen.

Damit beugt er sich und faßt die Erde mit beiden Händen. Ihm folgen die Häupter und Mannen der Sippen. Nur Thrasager und alle seine Gesippten bleiben stehen, die Hände um den Schwertknauf geklammert. Und Theudofrid bleibt ebenfalls stehen, auch sein Bruder Friduger, und noch etliche Jungmannen, auch einige grauhaarige Alte. Da richtet sich Theudelindis auf dem heiligen Wagen auf und blickt Thrasamund an, der neben dem Vater trotzig steht. Unter ihrem Blick beugt sich der Thrasingerbe hinab und faßt mit den Händen nach der Erde. Der Vater Thrasager packt ihn beim Arm und will ihn emporreißen. Aber er kann's nicht mehr verhindern. Thrasamunds Hände haben die Erde gefaßt.

Nach dieser feierlichen Besitzergreifung steigt Theudelindis aus dem Wagen. Der Pflug wird von den Dienerinnen herabgenommen und die Zwillingskühe davorgespannt. Zwei Dienerinnen nehmen die Rasseln und schreiten voran. Die zwei anderen führen die Kühe, und Theudelindis nimmt den Pflugsterz in die Hand. Sie zieht eine Furche im Viereck, gerade wie nach der Schnur. Als sie an den Ausgangspunkt zurückgekommen ist, wird der Pflug wieder auf den Wagen gesetzt.

Einige Sippen, voran die Hohinge, haben gebeten, auch auf ihrer künftigen Sippenflur möchte der heilige Pflug die erste Furche ziehen. So geht's in feierlichem Zuge nach den betreffenden Orten. Die gesamte Sippe mit Wagen und Vieh zieht hinter dem Heiltum her.

Thrasager aber und seine Gesippten sondern sich ab, sie begehren den heiligen Pflug nicht.

Spät am Abend erst kehrt das Heiltum zurück. Unter Lurenblasen und Gesängen zu Ehren Thors wird der Wagen in den Buchenhain gebracht. Die Zwillingskühe bleiben dem Gotte zu eigen.

*

In den nächsten Tagen hebt auf der ganzen Gemarkung ein Pflügen an, der jungfräuliche Boden an der Weichsel wird damit den Germanen angetraut.

Fridubalth hat sich von Wulko dem Schmiede nach dem Muster des Heiltumes einen eisernen Räderpflug schmieden lassen und pflügt die ersten Furchen selber. Seine Gesippten werden dadurch angespornt, auch mit Hand anzulegen und mit den alten Hakenpflügen die Scholle zu durchfurchen.

Die anderen Sippenhäupter halten es noch unter der Würde des freien Mannes, den Pflug in die Hand zu nehmen. Nur Hohageis folgt dem Beispiel Fridubalths und läßt sich ebenfalls einen Räderpflug schmieden. Die geringeren Gesippten treiben selber die Ochsen vor dem Pfluge über den Acker. Das Bauernblut ist in ihnen in Wallung geraten. Thrasager überläßt die Pflugarbeit völlig den Frauen und Knechten. Er liegt mit seiner Gefolgschaft auf der Bärenhaut bei Met und Würfeln, wenn er nicht zum Kampfspiel oder zur Jagd aus ist.

*

Als der Mond zunimmt, läßt Fridubalth das Saatkorn von den Wagen nehmen. Er selbst tut sich das Säelaken um, in dessen eine Ecke er ein Stück Brot gebunden hat, damit aus der Saat Brot werde. Ehe er mit der Hand in das Saatkorn greift, nimmt er den Hammer Thors und hält ihn darüber. Schweigend wirft er zuerst dreimal die Form des Hammers, wie ein Kreuz. Schweigend tut er die weiteren Würfe. Feierlich, gemessen wie im Heiligen Ringe. Hirse und Gerste, Weizen und Hafer, Roggen und Buchweizen werden ausgesät. Die Frauen sind noch fleißiger als die Männer. Mit den Töchtern, Mägden und Knechten graben und säen sie: Lauch und Kümmel, Rüben und Rettiche, Erbsen, Linsen und Bohnen, Zwiebeln, Flachs, Hanf und Mohn. Ihr aber, ihr Mächte des Himmels, träuft Gedeihen auf die Flur!

Deutscher Kirchweihtanz.

Wenn i af d' Kerwe geh', tut mer mei Fuß nit weh.

Von **Mathilde von Leinburg.**

In seinem „Weltbuch“ schreibt Sebastian Franck schon 1534: „Darnach kumpt die heilig Kirchweihe, daran eyn groß gfreß ist.“ Der Jugend ist aber wichtiger als alles „gfreß“ bei der Kirchweih sicherlich der Tanz. Noch immer tanzt sie Jahrhunderte alte Kirchweihtänze. Zähe hängt sie an der Kirchweihmusik von Fiedeln, Klarinetten, Zither, Harmonika, Bombardon und Baßgeige, und jauchzt über die lustigen Lieder, die Neck- und Trutzgsangeln. Oft sind diese freilich auch grob und locken manche Träne hervor, aber bei keiner Volksbelustigung spielt das Sichfinden und glückliche Kriegen eine solche Rolle wie gerade beim Kirchweihtanz.

Das läßt sich schon aus den meist uralten Namen der Kirchweihtänze erraten, die über die ganzen deutschen Lande verstreut, überall wieder verschieden betitelt sind. So aus dem eigenartigen Tanz „Die Haselnußstauden“; der in grauer Vorzeit heilige Haselnußstrauch war das Sinnbild unzerstörbaren Lebens; ißt man doch auch heute noch vielenorts gerade zum „Kirta“ recht viele Haselnüsse. Wie alle Volksbräuche, führt ja auch das Kirchweihfest auf heidnische Kulthandlungen zurück. Zu Ehren der Götter wurde einstens getanzt, und so hoch die Tänzer springen konnten, so hoch würde im nächsten Jahre das Getreide wachsen, glaubte man auch noch später. Oh, was für Getreide könnten wir heute erzielen, wenn die Gottheiten ihre Huld nach den diesjährigen Olympiaspringern bemessen wollten!

Es gibt kaum einen deutschen Landstrich, wo nicht ihm eigene Volkstänze getanzt worden waren. Viele dieser Nationaltänze sind leider verschwunden. Die Alten haben sie der Jugend nicht mehr überliefert oder die Jugend wollte neue Wege gehen. In Bayern hielt man am treuesten am Althergebrachten fest. Hier gibt es noch die sogenannten „Alt-Bayerischen“, besser gekennzeichnet als die „Alt-Fränkischen“: Hunderte von Kirchweihtänzen, von denen jeder seine eigene Tanzform und seine meist mitgesungene eigene Melodie hat, deren Texte allerdings nicht immer gerade salonfähig sind, am wenigsten in Oberbayern.

Der meistgetanzte aller bäuerlichen Tänze ist natürlich der „Deutsche“, der alte Hopser oder Ländler im dreiviertel Takt, der überall in ganz Deutschland getanzt wird. Es gibt auch andere Rhythmen, den Zweitritt, Sechser, Achter und den Zwölfertanz; auch schnelle Galopps und lustige Polkas. Beliebte Tänze sind außerdem der schwäbische Langaus, der altbayerische Bockshamer und das Hahnenhupfen. Besonders verzwickt ist der mit Zweiviertel- und Dreivierteltakt abwechselnde Eintreter, der je nach der Gegend einen anderen Namen hat, wie „Der Nagelschmied“, „'s schwarze Mäuserl“, „'s oanzige Hendel“ oder „'s seidene Fürtuch“ (Schürze).

Sich etwas ertanzen zu können, erhöht die Tanzfreude stets beträchtlich. Beim Huttanz z. B. winkt ein schöner Hut, aber nur für die Burschen. Bei diesem Tanz wird hoch über den kreisenden Paaren eine Drahtschnur gespannt, an einem angezündeten Zündschwamm baumelt ein neuer Hut. Derjenige Tänzer, vor dem nun die Zündschnur so weit abgebrannt ist, daß der Hut herunterfällt, hat ihn gewonnen.

Solche Gewinne müssen selbstverständlich immer von den Tanzenden gemeinsam gekauft werden. Bei gewissen Tänzen haben nur die Burschen zu zahlen, bei einigen die Mädchen, wie bei dem heute nur noch selten gewordenen Altmünchener Betteltanz, bei dem die Tänzer als Bettler verkleidet kommen und von ihren Tänzerinnen völlig freigehalten werden müssen. Bei den mitteldeutschen Kirmesfesten sind die mit Flittergold verzierten Kirmessträußchen, die von den Burschen getragen werden, Geschenke ihrer Mädchen; auch mit anderen Geschenken, oft recht praktischen, erfreuen sich die Tanzpaare gegenseitig. Ist Mädchenmangel, so werden die Mädchen versteigert, und die Burschen sind verpflichtet, mit der sich ersteigerten Tänzerin alle Haupttänze zu tanzen und sie mit Essen und Trinken reichlich zu versehen.

Ein schöner Brauch ist der Ehrentanz, der in allen Ehren getanzt werden muß und bei dem es keine anzüglichen Scherzlieder und verletzende Sticheleien geben darf, denn er gilt den armen Mauerblümchen, die „Schatz-los“ auf den Tanzboden kommen. Bei diesem Ehrentanz sind aber auch noch andere alte Sitten zu befolgen: Jeder Bauernsohn muß die Tochter des Nachbarhofes einmal zum Tanz auffordern, ebenso der Großknecht die Oberdirn. Immerhin ein schöner Beweis, wie der Deutsche auch im ausgelassensten Übermut die weniger Glücklichen nicht vergißt. Ja, in manchen Gegenden kommt es noch immer vor, daß man beim Kirchweihtanz auch auf die Toten Rücksicht nimmt, indem man ihre Gräber mit Weihwasser besprengt, damit sie durch den Kirchweihlärm nicht in ihrer Ruhe gestört werden. Diese Sitte stammt wohl noch aus jenen Zeiten, als das tolle Kirchweihtreiben in solches Übermaß ausartete, daß man sich nicht scheute, selbst bis zum Friedhof und auf den Gräubern weiterzutanzen. Denn nicht nur im Wirtshaussaal wurde und wird getanzt, sondern bei gutem Wetter auch im Freien, am liebsten unter der Dorflinde am Hauptplatz, der sich ja fast immer in nächster Nähe von Kirche und Friedhof befindet.

Neuere Zeiten bemühen sich, gerade dem Kirchweihtanz ein feierliches Gepräge zu geben. Oft ist es der Bürgermeister, der vor Beginn des ersten Tanzes den Tanzplatz mit ehrwürdigen Schritten zu umschreiten hat. Wer sich das Jahr über etwas zuschulden kommen ließ, ist vom Kirchweihtanz überhaupt ausgeschlossen. Hier und da wird vorher auch ein besonderer „Kirchweihschutz verlesen. In Niederhessen behalten die Tänzer während der ersten drei gemessenen Tänze feierlich ihre Zylinder auf dem Kopf.

Wenn der Morgen graut, haben sich die Tanzlustigen gründlich ausgetanzt. In tollem Wirbel gibt's noch einen letzten Kehraus, und, wie der Kärntner Thomas Koschat in seinem Kerchweih-Chor aus dem Singspiel „Am Wörthersee“ so treffend musikalisch malt:

Alle Godeln hört man jodeln,
Selbst der Pfarrer patscht in d' Händ,
Der Wirt vom „Igel“ kriegt z'letzt Prügel,
Und der Kerchtag hat sein End.

Spruchweisheit im niederdeutschen Bauernhaus.

Von Dr. **Otto Lauffer,**

Professor an der Universität Hamburg.

Wer in Kiel und Flensburg, in Altona und Meldorf, in Hamburg, Lübeck und Bremen, in Celle, Braunschweig und Hannover, den volkskundlichen Sammlungen seine Aufmerksamkeit schenkt, der wird in den dort wiederaufgebauten Räumen alter Bauernhäuser, in Flett und in Dönse, eine Gruppe von Altertümern bemerken, die — heute leider nur noch in wenigen Beispielen vorhanden — früher zu den bezeichnenden Formen niederdeutscher Hausausstattung gehörten. Das sind die buntbemalten kleinen Fensterscheiben, die jahrhundertelang entweder bei Neubauten oder bei Hochzeiten von Nachbarn und Freunden in das Haus gestiftet wurden und die für die Erkenntnis von Sitte und Art des niederdeutschen Bauern eine große geschichtliche Bedeutung haben. Volkstümlich wurden sie als „Fensterbierscheiben“ bezeichnet. Der Name erklärt sich daher, daß der Hausherr bei der Stiftung der Fenster eine eigene Festlichkeit, ein „Bier“, für die Schenkgeber zu veranstalten pflegte.

Meist aus der Hand von kleinstädtischen oder ländlichen Malern hervorgegangen, zeichnen sich diese kleinen Scheiben dadurch aus, daß die bäuerlichen Stifter selbst, hoch zu Roß oder bei ihrer Arbeit, beim Pflügen und Säen, als Imker oder Schäfer, zur Darstellung gebracht sind, so daß wir auf diese Weise auch für die bäuerliche Tracht zum Teil schon aus dem 17. Jahrhundert eine Anschauung gewinnen, aus einer Zeit also, die sonst nach dieser Richtung noch fast ganz versagt. Sehr bemerkenswert sind daneben auch die vielen bäuerlichen Wappen, die nach städtischem Vorbild auf den Scheiben angebracht sind und deren familiengeschichtliche Bedeutung schon wiederholt mit Recht hervorgehoben ist.

Bilder und Wappen sind in gleicher Weise mit dem Namen der Schenkgeber und mit der zugehörigen Jahreszahl bezeichnet. Daneben aber ist es dann vielfach auch Sitte gewesen, noch einen Spruch in freier oder gebundener Sprache hinzuzufügen, für den neben der Bildscheibe häufig noch eine besondere Inschriftscheibe in Anspruch genommen wird. Der Inhalt dieser Scheibensprüche bezieht sich entweder auf die Darstellungen der Bilder, oder er ist frei aus der bäuerlichen Weltanschauung, aus Lebensregeln und Sprichwörtern geschöpft. Das Wesentliche ist dabei, daß es sich bei diesen Sprüchen immer um Einzelstücke und niemals um Massenware handelt. Wohl treffen wir dabei wiederholt auf alte Bekannte, wohl sieht man gelegentlich deutlich, daß Pfarrer und Lehrer zu Rate gezogen sind —, aber die Auswahl haben die bäuerlichen Schenkgeber selbst getroffen. Deshalb sind diese Scheibeninschriften viel persönlicher als die oft gesammelten Sprüche auf Kannen und Krügen, Tassen und Tellern, Schüsseln und Gläsern. In ihrer volkstümlichen Bedeutung lassen sie sich nur mit den Hausinschriften vergleichen, die der Erbauer des Hauses ebenfalls aus ganz freier Wahl und nur nach eigenem Willen an die große Haustür oder an die Oberschwelle seines Neubaues schreiben ließ. Wie sehr sie für Glauben und Brauch des niederdeutschen Bauern bezeichnend sind, wird man ohne weiteres erkennen, wenn man sie einzeln näher ins Auge faßt.

Im Museum zu Altona, das nächst Meldorf wohl den größten Besitz an bäuerlichen Scheiben hat, steht neben dem Bilde eines pflügenden Bauern der Spruch: „Laß den Pflug zu Felde gehen, / Um das Saatkorn aus zu säen, / Pflanze auch, wo irgend Raum / Einen jungen Apfelbaum.“ Ein paar andere Scheiben desselben Raumes, der Wohnstube aus Großwisch, tragen aus dem Jahre 1767 auf den Mai bezügliche Wetterregeln: „Die Alten haben ja beständig prophezeit: / Maymonats kalt und naß, das bringe reiche Beut“, und das andere Mal in einer mehr volkstümlichen Form: „Bringt der Mai uns kühle Näße, / Füllt er Boden und Gefäße, / Obst und Korn sehr wohl gedeiht / und verspricht uns gute Zeit.“ Eine ebenfalls in Altona befindliche Scheibe vom Jahre 1737 mit dem Bilde des Ochsenschlachtens hat den scherzhaften Spruch: „Hold den Ochsen, dat he stah, / Ick will drinken, ehr ick schlah.“

Wenn wir im letzteren Falle die plattdeutsche Mundart finden, so ist das besonders im 18. Jahrhundert schon eine Seltenheit. Ich kenne außerdem überhaupt nur noch drei mundartliche Inschriften, die aus Westfalen. Da heißt es 1664 einmal: „Lide, mide, swige und vordrage, / Dine Not nemand klage, / An God dinen Schepper nich vorzage, / Denn Gelücke kumpt alle Dage.“ Auf zwei Scheiben von 1749, die beide aus dem Bentheimischen stammen, steht zu lesen: „Gelückig ist het Land / En gesegnet si de Steede, / Da Gods Woort word geplant, / En niet en wohnt als Freede“, und im anderen Fall vielleicht noch eindrucksvoller: „O God, ji Heemelkoning, / Geest doch Geluck in dese Woning / Met enen godelyken Sinn / En geliet ons hier na den Heemel in.“

Frömmigkeit und Gottvertrauen sprechen sich in einer sehr großen Reihe der Inschriften aus. Sprüche aus der Bibel und aus dem Gesangbuch finden sich wiederholt, daneben Sinnsprüche in volkstümlicher Form: „Bete rein, arbeite fein, / Das übrige laß Gott befohlen sein.“ Aus Gedanken, die schon dem Mittelalter zu eigen waren, ist die Todesmahnung entstanden: „Täglich bedenk, mein frommer Christ: / Erstlich woher du kommen bist, / Darnach war du seist am Leben, / Zum dritten, Mensch wohl oder eben: / Was aus deinem Körper wird werden, / Wenn du wirst begraben in die Erden.“ Selbst der Weltschmerz spricht sich mehr als einmal aus, so 1767: „Das Jahr ist rund wie ein Kranz, / Die Welt ist toll und geht zum Tanz, / Zum Spielen, Saufen und zum Schmaus / Viel lieber als zu Gottes Haus.“ Man darf über das alles nicht flüchtig hinweglesen. Es ist ernst gemeint, und ganz gewiß kam es dem Bauern, der das schreiben ließ, „vom Herzen“.

Ebenso nachdrücklich ist daneben von den weltlichen Tugenden die Rede: „Bewahr dein Ehr, hüt dich vor Schand, / Ehr ist fürwahr dein höchsts Pfand, / Wirst du die Schanz einmal versehen, / So ist um deine Ehr geschehen.“ Ein anderes Mal heißt es: „Treu, beständig und verschwiegen / Soll mit mir im Graben liegen.“ Von der Liebe handelt ein in deutschen Landen oft bezeugter Spruch: „Ich liebe, was fein ist, / Ob es gleich nicht mein ist / Und meiner auch nicht werden kann, / So habe ich doch meine Lust und Freude daran.“ Dagegen ist in dieser Reihe, ob beim Neubau oder bei der Hochzeit geschrieben, sehr auffällig der wohl bald scherzhafte Spruch: „Klein ist mein Gut, / Frisch ist mein Mut, / Gesund ist mein Leib, / Gott bewahre mich vor ein böses Weib.“

Eine ganze Reihe von Lebensregeln hat folgende Zusammenfassung gefunden: „Durch ordentlich Haushalten soll / Dein Haus und Kammer werden voll, / Die Ordnung sehe am Himmel an / Mit Beten, tu gut Aufsicht bahn / Spar und gieb dem Gesinde das Seine, / Lebe einig mit der Frauen deine.“ Von Umgangsformen, von Fröhlichkeit und auch vom Trinken ist die Rede. Von der Freundschaft heißt es mit starkem Vorbehalt: „So lange deine Sache stehet wohl und fein, / Werden viel Freunde bei dir sein. / Und wenn es dir wird übel gehen, / Werden wenig bei dir stehen.“ Sehr bezeichnend ist die Abneigung gegen übertriebene Freigebigkeit: „Es ist jetzt der gemeine Segen, / Daß zwei gehen und den dritten drägen (= tragen). / Das ist aber nicht recht und wohl getan / Daß man den soll drägen, / Der wohl kann gahn.“

Man sieht an allen diesen Beispielen, wie deutlich die innerste Gesinnung des niederdeutschen Bauern in diesen Scheibensprüchen zum Ausdruck gekommen ist. Wer von niederdeutscher Art sprechen will, darf sie nicht übersehen. Wir schließen mit einem aus Marschacht bezeugten Spruche, der ebensogut über der Haustür wie am Fenster stehen könnte: „Die Treuen, die Redlichen und Frommen / In diesem Hause sind willkommen, / Die Unrecht tun und Falschheit treiben, / Die mögen nur draußen bleiben!“